

WARUM WEISS D OSCHTERGLOGGE, DASS FRÜEHLIG ISCH?



bild: z-arts.ch

AH-plus ist (oder war) ein Ad-hoc-Theater mit einer (wahrscheinlich) einmaligen Produktion. Einmalig, in der Tat. Da haben sich einige Herren, die sich seit der Freilicht-Inszenierung «Der Besuch der alten Dame» in Uetendorf immer wieder treffen, entschlossen, ein «Altherren-Stück» zu produzieren. Erfahrene Darsteller, ideal maximiert mit Damen gleicher Güteklasse. Die Regie übernahm nach Jahren der Bühnenabstinenz Hannes Zaugg-Graf. Also konnte «Lenin» nur abverheien, wenn das Stück nicht dem Niveau des Teams entspräche. Doch: Markus Köbelis «Lenin» ist ein Treffer ins Schwarze!

So luxuriös die Seniorenresidenz auch ist, in welcher diese Geschichte spielt, letztlich ist sie doch ein Gefängnis. Es gibt kein Entrinnen. Darum stecken alle in hellgrauen Overall; Symbol auch, dass beim Tanz mit dem Sensemann alle gleich sind. Zwar machen sich die Pensionäre, anders als bei Sartre, das Leben nicht zur Hölle, ein glückliches Alter stellt man sich aber anders vor.

Der Arbeiter Lenin will am Lebensende die andere Seite kennen lernen. Er ist der Stein, den man in den Weiher wirft, bringt die erstarrte Gesellschaft mit ihren immer gleichen Gesprächen und Gewohnheiten durcheinander. Was will dieser Bützer hier? Will er sich an seinem ehemaligen Arbeitgeber Riegler rächen, der an Krebs leidend im Rollstuhl sitzt? Oder gar klassenkämpferisch auftreten?

Nein, der Mann im dunklen Anzug mit Krawatte bleibt (fast) immer höflich: «Ich wollte hier nicht stören». Doch genau das tut er. Noch will man sich mit Spott, zynischen

Bemerkungen abschotten, die Ruhe bewahren. Man berechnet, wie lange sich Lenin dieses Leben leisten kann. Jetzt aber drängen die letzten Lebens-Fragen an die Oberfläche, man muss sich ihnen stellen. Die wuchtigen, roten Drehfauteuils, in denen die Protagonisten sitzen kommen ins Rotieren.

Oft treten die Figuren zur Rampe, erzählen aus ihrem Leben. Ernstes und Banales. Es wird gegrübelt; mit Überzeugung werden Erkenntnisse definiert, dann mit einer Bemerkung in Frage gestellt.

Aus dieser Fülle an Gedankensplittern, Behauptungen, Fragen und Bonmots, manchmal leicht und schillernd wie Seifenblasen manchmal härtere Brocken, kann man nur wenige nach Hause tragen. Und doch ist die Ernte reicher als gewöhnlich. Es darf geschmunzelt werden und laut gelacht. Oft wird man aber auch still, erkennend, dass die Personen auf der Bühne bei aller Theatralik uns in einen Spiegel blicken lassen.

Diese subtile Mischung aus Heiterem und Ernstem wurde ideenreich und gspürig inszeniert, brillant gespielt mit einer Artikulation, die alle Nuancen der Sprachmelodie zum Klingen bringt. Das Singen, Flüstern und Hauchen des Saxophons beim Szenenwechsel ist als nonverbale Bereicherung oder zur Beruhigung willkommen.

Die hohen Anforderungen, die dieses Stück an Regie und Darsteller stellt, wurden meisterlich bewältigt. Dies in besonderem Masse von Jörg Kocher als Lenin und Heinz Bercher als Konzernchef, welche eine enorme Textmenge bewältigten.

Nur in einer Szene tauscht der Autor die feine Klinge gegen den Zweihänder aus dem Kabarett-Fundus: Tochter und Kinder des Konzernchefs Riegler spielen ihm zum Geburtstag einen unbeholfenen TV-Werbespot vor.

Trotz der mosaikartigen Szenenfolge hat das Stück dramaturgische Höhenpunkte, beispielsweise wenn Lenin durch den Kauf von Aktien die Tage seines Aufenthalts aufstocken kann, seinen Anzug gegen den grauen Overall tauscht und dazu gehört, wie er glaubt. Oder am Ende, wenn die Aktienkurse stürzen und der Tag «Null» da ist. Wie Lenin sich umbringt sieht man nicht. Er schreitet durch eine bisher verschlossene Türe ins Licht. Im Bühnengrund öffnet sich der Vorhang, ein Kirchenfenster wird sichtbar. Eine schöne Metapher für den Übergang – obschon, so Lenin: «Da chunnt nüt nache, später. Ömu nüt, won i wüsst. Aber was weiss i scho?» Für mich war hier das Stück vollendet. Dem Dialog zwischen Pflegerin und Riegler in der Schluss-Szene konnte ich nicht mehr folgen.

Wahrlich: ein Theater-Glücksfall, was in diesem ursprünglich als Kapelle gebauten Haus zu erleben war.

Hugo Kropf

INFOS ZUM STÜCK:

Lenin

Satire von Markus Köbeli
Regie: Hannes Zaugg-Graf

Dauer: 100 Minuten, Kostüme und Requisiten: Gegenwart, 1 Bühnenbild (Aufenthaltsraum Seniorenresidenz), Sprechrollen: 4D/5H/2K davon 2D/4H mind. 50, Rechte: kiepenheuer-medien.de, Kontakt Gruppe: www.ah-plus.ch

Der Arbeiter Lenin Alpsteg möchte im Alter einmal noch die andere Seite kennenlernen; diejenige der (ehemals) Schönen und Reichen. Mit seinem bescheidenen Vermögen tritt er deshalb in eine Luxus-Residenz ein. Dort wird ihm schnell einmal vorgerechnet, wieviele Tage er sich das leisten könne. Doch er beharrt darauf, sein letztes Zuhause nicht mehr lebend zu verlassen. Daran ändern auch kurzzeitige Börsengewinne nichts und so zieht Lenin schliesslich die Konsequenzen. Allerdings nicht, ohne vorher das Selbstverständnis der übrigen Bewohner gründlich durcheinander gebracht zu haben.